

20 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Fortsetzung.)

„Wahrhaftig, Du bist sehr dankbar, Philipp!“ unterbrach ihn seine Mutter erzürnt. „Ich räume Dir den gefährlichsten Nebenbuhler aus dem Weg und zum Lohn dafür machst Du mir noch um seinetwillen Vorwürfe. Begreifst Du denn nicht, welch ein Hindernis Antony Melstrom für Deine Heirat mit Lily ist?“

„Ich weiß es nur zu gut!“ war die finstere Antwort. „Wir hätten uns deshalb beinahe heute nachmittag geschlagen, und das Mädchen zeigte seine Gefühle für ihn deutlich genug. Statt durch Dein Vorgehen zu gewinnen, Mutter, habe ich nur Nachteil davon. In Lilys Augen bist Du ungerecht gegen Antony gewesen, und so viel ich die Frauen kenne, halten sie es stets mit dem Beleidigten. Doch lassen wir die Geschichte ruhen, — sie hat mir ohnehin alle Gedanken an Liebe und Heirat vertrieben. Es handelt sich jetzt nur noch darum, daß Du den Mann, der als Dein Sohn und mein Bruder unter uns gelebt hat, in der grausamsten und ungastfreundlichsten Weise fortgewiesen hast und ich ihm deshalb Genugthuung schuldig bin. Mr. Aschfold, wissen Sie, wohin er gegangen ist?“

„Er sagte mir, daß er bis morgen in Dearham bleiben wolle, Mylord.“

Der junge Graf klingelte und befahl dem eintretenden Diener, sofort den Wagen anspannen zu lassen.

„Wo willst Du hin, Philipp?“ fragte die Lady unruhig.

„Nach Dearham, um mich bei den beiden Herren wegen der ihnen hier widerfahrenen Behandlung zu entschuldigen und auch Antony für die Worte Abbitte zu thun, die zwischen uns gefallen sind.“

„Wie? Du willst Dich und mich so demütigen?“ rief die Gräfin entrüstet.

„Ich finde, es wäre nobel gehandelt,“ bemerkte der Advokat; „darf ich Sie begleiten, Mylord?“

„Nein, Mr. Aschfold, ich ziehe vor, allein zu gehen,“ versetzte Philipp, sich verabschiedend.

Zwei Stunden später kam er sehr niedergeschlagen zurück.

„Antony weigert sich, mich zu sehen,“ berichtete er seufzend. „Er hat jeden Verkehr mit uns abgebrochen.“

„Den Empfang habe ich vorausgesehen!“ lachte die Lady höhnisch auf. „Wie alle Leute der niederen Klassen zeigt er seinen Aerger, indem er die über ihm Stehenden beleidigt. Ich bin überzeugt, seine Mutter war eine Hausmagd. Und ebensowenig bezweifle ich, daß er die ihm von meinem verstorbenen Gatten ausgesetzte Rente annehmen wird.“

Diese letzte Voraussetzung erwies sich als unrichtig, denn als Mr. Aschfold am nächsten Tage von Dearham zurückkehrte, teilte er der Gräfin mit, Antony weigere sich entschieden, die ihm vermachte Summe zu nehmen. Es sei thöricht von ihm, aber er ließe sich nicht von seinem Entschluß abbringen.

„Sagten Sie ihm, weshalb ich gestern bei ihm war?“ fragte Philipp ungeduldig.

„Gewiß that ich es, Mylord, und Mr. Melstrom dankt Ihnen für die gute Absicht; er meint jedoch, unter den obwaltenden Umständen sei es besser, jede Begegnung zu unterlassen.“

„Er muß mich aber sehen!“ rief der junge Lord ungestüm, „ich werde noch einmal hinüberreiten.“

„Sparen Sie die Mühe, Mylord! Die Herren sind bereits abgereist; wohin — kann ich Ihnen nicht sagen und werden Ihnen wohl auch schwerlich ihre Adresse zukommen lassen.“

„Ich hätte viel darum gegeben, wenn dies alles nicht geschehen wäre!“ sagte Philipp reuevoll und verließ das Zimmer, seine Mutter in der unbehaglichsten Stimmung zurücklassend.

Seit diesem Tage war das Leben im Schloß ein fast unerträgliches geworden.

Die Gäste hatten sich zerstreut, Miß Paget ging schweigend und niedergedrückt, wie ein Geist im Hause herum; Lily war nur noch der Schatten ihres früheren Ichs, der Lord zeigte für nichts mehr Interesse und Lady Culwarren legte die schlechteste Laune an den Tag.



Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Köhler, Präsident. Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin.

Geh. Medicinalrat Prof. Dr. Karl Gerhardt, 2. Vorsitzender. Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Das Präsidium des Deutschen Reichsgesundheitsrates in Berlin. (Mit Text.)

„Was ist nur mit euch geschehen?“ stellte sie ihren Sohn wenige Wochen nach dem verhängnisvollen Ereignis zur Rede. „Man sollte meinen, wir hätten einen Trauerfall in der Familie, so still und eigentümlich ist es bei uns. Warum thust Du nichts, um mich zu erheitern, Philipp?“

„Weil ich selbst nicht heiter bin," war die mürrische Antwort.
„Ich verstehe Dich nicht. Wo ist Lily?"
„Wahrscheinlich in ihrem Zimmer."
„Du solltest doch mit ihr reiten und ausfahren," meinte die Lady. „Deine Bewerbung ist recht flau geworden. Hast Du denn auf Deinen Wunsch, Lily zu heiraten, verzichtet?"
„Durchaus nicht, Mutter. Aber ich zweifle, daß sie einwilligen wird, nachdem sie damals erklärt, Antony sei ihre erste und einzige Liebe, und sie werde nur ihm angehören. Du wirst zugeben, daß das für mich keine angenehmen Worte waren."
„Bah, Du mußt sie nicht so ernst nehmen! Lily wußte in der Erregung nicht, was sie sagte und hat alles längst vergessen. Mir wenigstens versicherte sie, einwilligen und sich meinen Wünschen fügen zu wollen."
„Das ist ja möglich, aber wenn sie Antony wiedersieht —"
„O, das wird nie geschehen!" fiel die Lady rasch ein. „Niemand in meinem Hause darf mit ihm in Verbindung stehen, oder seinen Namen vor mir erwähnen."
„Wie Du denkst, Mutter! Jedenfalls werde ich glücklich sein, wenn Lily mich heiraten will."
Die Gräfin benutzte die erste Gelegenheit, mit Lily über das Thema zu sprechen.
„Mein liebes Kind," sagte sie mit anscheinender Zärtlichkeit, „Du hast doch nicht Dein Versprechen vergessen, mein Töchterchen zu werden?"
„Nein!" erwiderte das Mädchen scheu und zitternd.
„Ich fürchte, Philipp beginnt ungeduldig zu werden; der September ist fast vorüber und er möchte vor Weihnachten heiraten. Was denkst Du, wenn wir die Hochzeit auf Anfang November festsetzen?"
„O, das ist zu schnell, liebe Tante!" stotterte Lily erschreckt. „Wir haben ja noch gar nicht daran gedacht. Warum kann es nicht so bleiben, wie es jetzt ist?"
Die Gräfin runzelte ärgerlich die Stirne. „Höre, Lily, es scheint, daß Du noch immer an jenen Unwürdigen denkst, der nicht mehr zu uns gehört. Aber achte wohl auf meine Worte: Ich werde nie zugeben, daß Du Antony Melstrom heiratest. Er ist ausschweifend und undankbar und verkehrt am liebsten mit schlechter Gesellschaft. Ueberdies hat er Dir nicht einmal einen Namen zu bieten, also schlage ihn Dir aus dem Sinn und denke lieber an Deine Pflicht!"
„Ich will es versuchen," schluchzte Lily, „aber es ist so sehr schwer. Verlange wenigstens nicht, daß ich jetzt schon einen andern heirate, Tante!" fügte sie mit flehendem Blick hinzu, „es würde mir das Herz brechen!"
„Welch ein Unsinn!" rief die Lady ungeduldig. „Ich kann solche sentimentale Worte nicht anhören."
Damit verließ sie das Zimmer und begab sich zu Miß Paget, um mit ihr Rat zu halten.
„Ich weiß nicht, was ich mit den beiden anfangen soll," sagte sie mit unverhohlenem Aerger, „sie sind geradezu verhext. Philipp ist ganz gleichgültig in betreff des Heiratsprojektes und Lily macht tausend Ausflüchte, um demselben zu entgehen."
„Sie müssen nicht vergessen, Mylady," warf die Gesellschafterin in ungewöhnlich sanftem Tone ein, „daß sie beide einen harten Schlag erlitten haben."
„Wegen Antony? Gut, das gebe ich zu, — aber habe ich nicht noch mehr erduldet? Bedenken Sie doch, einundzwanzig Jahre für das Kind einer anderen gesorgt zu haben, — es ist wirklich unerhört!"
„Bereuen Sie es nicht, Mylady!" erwiderte Miß Paget ernst. „Die unglückliche Mutter, die jene Jahre hindurch ihr Kind entbehren mußte, würde Sie sicher segnen für Ihre Freundlichkeit. Und Antony selbst wird nicht undankbar sein. Er ist vielleicht ein wenig leichtsinnig, aber er hat ein edles, gutes Herz."
„O Miß Paget, Sie haben von jeher seine Partei genommen! Ich bin nicht Ihrer Meinung, aber da wir ihn wohl kaum wiedersehen werden, wollen wir uns seinetwegen nicht streiten. Geben Sie mir lieber einen Rat in betreff Lilys und meines Sohnes!"
„Wie wäre es, wenn Sie sie eine Zeitlang von hier fortnehmen würden?"
„Ich sollte Gardenholm verlassen?"
„Nun ja, — warum nicht? Eine kleine Veränderung würde allen gut thun, denn hier erinnert jeder Baum und jeder Stein die beiden an den verlorenen Jugendgespielen. Eine Reise ins Ausland würde Philipp auf andere Gedanken bringen, würde es Lily erleichtern, zu vergessen, und durch das bedingte Zusammensein ließe sich die von Ihnen gewünschte Verbindung vielleicht eher erzielen."
„Sie sind ein Genie, Miß Paget! Treffen stets das Richtige. Ich glaube selbst, eine Luftveränderung wird das beste Heilmittel für alle Wunden sein, die das tragische Ereignis uns geschlagen hat. Es ist jetzt freilich nicht mehr ungeschehen zu machen, aber — offen gestanden — ich wünschte, mein Gatte hätte das Geheimnis, das Antony Melstrom betrifft, niemals enthüllt."

10. Im Netz gefangen.

Es war ein herrlicher Morgen im Monat Oktober. Tiefblau wölbte sich der wolkenlose Himmel über Florenz, das in der Blütenpracht seiner weltberühmten Veilchen und Rosen einem herrlichen Garten glich. In den Straßen und an den Brücken standen malerisch gekleidete Blumenmädchen, den Vorübergehenden ihre duftige Ware anbietend und mit einem feurigen Blick ihrer dunklen Augen für die wenigen Soldi dankend, die man ihnen zahlte. Ueberall herrschte reges Leben, denn es waren bereits viele Fremde, besonders Engländer, angekommen, die den Winter in Florenz zu verbringen gedachten.
Durch das Gewühl der Hauptstraße drängte sich ein junger Mann, mit sichtlicher Eile einem der öffentlichen Gärten zustrebend, die eine besondere Zierde der schönen Arnostadt bilden. Als er denselben betreten, hörte er sich plötzlich angerufen. „Holla, Antony!" rief ihm eine kräftige Stimme zu. „Ich hatte Dich noch nicht zurückerwartet. Dein fröhliches Gesicht ist eine Wohlthat für hypochondrische Augen! Mir ist's, als wärest Du eine Woche fortgewesen."
„Können Sie denn nicht einen Tag ohne mich auskommen, Fosbrooke?" entgegnete der andere lachend.
„Nicht besonders gut, mein Junge! Es war gestern abend entsetzlich langweilig, und ich vermißte Dich in allen Ecken und Enden. Doch, wie steht's? Hast Du das Geld erhalten?"
„Selbstverständlich! Ich machte den Herrn Vicomte rasch gefügig, indem ich mir den Anschein gab, mit seiner gestrengen Frau Mutter in Verbindung zu stehen. Er sträubte sich anfangs gewaltig, zahlte mir dann aber die im Spiel verlorene Summe aus. Hier ist sie — viertausendachthundert Franken!"
„Du bist ein Teufelskerl, Tony! Für mich geradezu unschätzbar!" rief Fosbrooke vergnügt. „Nun können wir wieder eine Weile lustig leben."
„Besonders angenehm ist mir diese Arbeit nicht," gestand Antony, „aber der Vicomte ist reich genug, um das Geld entbehren zu können und obendrein ein rechter Prahlhans, der die Lehre verdient hat."
„Jedenfalls haben wir ein gutes Geschäft gemacht, Tony!" schmunzelte Fosbrooke. „Ueberhaupt — seit ich Dich gefunden habe, bin ich beständig vom Glück begünstigt. Und daß Du mir das Leben gerettet hast, mein Junge, das werde ich Dir nie vergessen, Du bist mir seitdem ans Herz gewachsen, als wärest Du mein Sohn. Komm, setze Dich zu mir und laß uns noch ein wenig plaudern!"
Antony ließ sich an der Seite seines väterlichen Freundes nieder und dieser fuhr fort: „Du siehst doch jetzt ganz anders aus, wie vor zwei Monaten, als wir Gardenholm verließen. Nicht wahr, dies Leben sagt Dir zu und Du hast Dich ins Unvermeidliche gefügt?"
„Ja, ich bin zufrieden!" gab Antony mit einem unterdrückten Seufzer zurück. „Was hilft es, sich zu quälen? Man macht damit Geschehenes nicht ungeschehen. Aschfolds Beweise meiner dunklen Herkunft sind unwiderleglich und ich glaube, die Entdeckung traf Lady Culwarren nicht viel weniger empfindlich wie mich. Und was Lily anbetrifft, so mag sie mich wohl lieben, aber ich denke, sie wird die Sache bald überwinden, denn sie weiß, daß ich niemals so erbärmlich handeln würde, ihr Schicksal an das meinige zu ketten. Wenn sie auch Lord Culwarren nicht liebt, so hat sie ihn doch gern und weiter geht ja bei den meisten Frauen die Liebe nicht. Wem ich aber nicht verzeihen kann, das ist ihm, dem Verräter."
„Das glaube ich Dir gern," nickte Fosbrooke, „und ich begreife es. Nun, wer weiß, es findet sich vielleicht einmal Gelegenheit, Rache zu üben."
„Das werde ich mir sicher nicht entgehen lassen!" war die heftige Antwort.
„Recht so! Und nun zu etwas anderem. Heute abend werden wieder zwei reiche Fremde bei uns eingeführt, denen ein kleiner Aderlaß nichts schaden wird."
„Ehrlich gestanden, Fosbrooke," unterbrach Antony den Freund, „das hohe Spielen gefällt mir nicht. Die Gesellschaft, in der wir jetzt verkehren, ist keine ehrenhafte, und ich habe schon manchen schmutzigen Handel gesehen, der sich mit der Moral schlecht verträgt."
„Bah, wer wird so engherzig sein! Wie sollten wir uns denn durchschlagen, wenn wir nicht gelegentlich dem Glück die Hand bieten. Du hast nichts und ich ebenfalls nicht. Man muß doch leben!"
„Auf Kosten anderer!" fügte Antony seufzend hinzu.
„Bah, was liegt daran!" lachte Fosbrooke. „Wir zwingen ja keinen zum Spielen, — wozu also so gewissenhaft sein? Weißt Du übrigens, daß wir wieder ein fettes Täubchen zum Rupfen in Aussicht haben?"
„Wen? Den Fürsten von Sturin?" war die gleichgültige Gegenfrage.

„O nein, den nicht, sondern einen, der zehnmal reicher ist und der Dir vielleicht zur Befriedigung Deiner Rache dienlich sein kann."

„Philipp!" rief Antony erregt aufspringend. „Ist er hier in Florenz? Haben Sie ihn gesehen?"

„Nur ruhig, mein Freund! Der Graf ist hier, ich habe es in der Zeitung gelesen und außerdem persönlich nachgeforscht. Er wohnt im Hotel Pomona. „Graf und Gräfin Culwarren mit Begleitung", — so steht es im Fremdenblatt."

„Dann ist er verheiratet!" murmelte Antony jäh erbleichend.

„Wahrscheinlich! Es wird wohl die Hochzeitsreise sein. Doch was kümmert Dich das? Desto größer die Freude, ihn ins Netz zu locken und zu rupfen. Es ist genug, daß er das Mädchen gewonnen hat."

„Beim Himmel! Das ist es!" stimmte Antony zähneknirschend bei. „Fassen Sie ihn, Fosbrooke, ruinieren Sie ihn! Wenn ich leiden muß, soll er es auch!"

„So ist's recht, mein Junge! Und nun laß Dir noch eins raten, vermeide die Nähe des Hotel Pomona!"

„Seien Sie unbesorgt!" war die bittere Entgegnung. „Nun Lily für mich verloren ist, hat es keine Gefahr, daß ich meine Karte bei Lord und Lady Culwarren abgebe. Doch, wie wollen Sie ihn fangen?"

„Sehr einfach. Er ist hier fremd und wird nicht wissen, was anzufangen. Wenn ich mich ihm in den Weg stelle und mich ihm zum Cicerone anbiete, so ist das Ende davon, daß ich ihn in unseren Kreis einführe."

„Aber wenn er mich sieht?"

„Was macht das aus? Eure Entzweiung geschah doch nur um des Mädchens willen, und nun er sie erlangt hat, wird er gern alles Geschehene vergessen und sich mit Dir aussöhnen wollen. Erinnere Dich, er kam ja damals gleich nach Dearham, um sich zu entschuldigen. Wir sind also seiner ganz sicher! Doch, was sehe ich, — da kommt er selbst! Sieht er nicht aus, wie ein verkleidetes Mädchen mit seinem langen Haar und dem weiblichen Gesicht? Wahrhaftig, Miß Osprey hat nicht den besten Geschmack gezeigt!"

„Fosbrooke, was soll ich thun?" unterbrach ihn Antony unruhig.

„Laß ihn nur ruhig kommen und sei so liebenswürdig wie möglich! Du hast ihm ja nichts Böses zugefügt."

„Aber wenn er von ihr sprechen wird?"

„So weigere Dich, dies Thema zu berühren. Und vor allem — denke an Deine Rache! Die soll Dir nicht entgehen!"

Während Antony mit klopfendem Herzen ein wenig zurücktrat, kam der junge Lord, eine Cigarre rauchend, langsam näher. An der Bank vorübergehend, wurde er von Fosbrooke angesprochen, den er auch sofort wieder erkannte.

„Wie? Sie hier?" rief der Graf sichtlich erfreut. „Diese Begegnung hatte ich nicht erwartet! Und wo ist Antony? Auch in Florenz?"

„Ja — und sogar ganz in Ihrer Nähe! Dort, hinter jenem Busch steht er. Wir sind seit geraumer Zeit unzertrennliche Gefährten."

Philipp wandte sich nach der Seite hin: Die beiden einstigen Jugendgespielen, die sich für Brüder gehalten, standen sich Auge in Auge.

„Hast Du kein Wort für mich, Antony? Willst Du nicht mit mir sprechen?" fragte der Lord nicht ohne Befangenheit.

„Wenn Mylord es wünschen," entgegnete Antony kühl.

„Mylord! Wie fremd das klingt!" rief Philipp unangenehm berührt. „Ist es soweit zwischen uns gekommen, Antony? Glaube mir, ich bin nicht schuld an dem, was geschehen. Hätte man die Papiere meines Vaters mir gebracht, anstatt meiner Mutter —"

„So hätten Sie ebenfalls ohne Zweifel Ihre Pflicht gethan," fiel Antony rasch ein. „Bitte, sprechen wir nicht mehr davon. Mein Los ist entschieden und ich bin damit zufrieden. Für die Wohlthaten, die ich so viele Jahre hindurch in Ihrem Hause genossen, spreche ich Ihnen hiermit meinen Dank aus."

„Antony, sind wir uns denn so entfremdet? Diese unglückselige Enthüllung soll an unserem Verhältnis zu einander nichts ändern. Laß uns Freunde sein, wie in früheren Tagen! Wenn meine Mutter auch grausam gegen Dich war, Lily und ich —"

„Halten Sie ein, Culwarren!" unterbrach ihn Antony heftig. „Sie sprachen soeben den Wunsch aus, wieder auf freundschaftlichem Fuß mit mir zu stehen. Gut, sei es. Jedoch nur unter einer Bedingung: Daß Sie in meiner Gegenwart niemals den Namen jener Dame erwähnen und auch nicht versuchen, eine Begegnung zwischen uns herbeizuführen. Lassen Sie die Vergangenheit begraben sein. Wir kämpften gegen einander — Sie sind Sieger geblieben! Seien Sie großmütig genug, den Besiegten in Ruhe zu lassen."

„Meinetwegen, — wenn Sie darauf bestehen," erwiderte der Graf in gemessenem Ton.

„Und nun, Mylord," lenkte Fosbrooke das Gespräch in eine andere Bahn, „wie gefällt es Ihnen hier? Nicht wahr, Florenz ist eine prächtige Stadt? Und so lustig, so unterhaltend!"

„Das habe ich bis jetzt nicht gefunden!" widersprach der Graf.

„Ja," lachte Fosbrooke, „wenn Sie sich in Florenz amüsieren wollen, müssen Sie Ihre Damen zu Hause lassen — die passen nicht dazu."

„Ja, ich will das Leben genießen und etwas von der Welt sehen," rief der junge Lord eifrig, „aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll."

„Das ist nicht schwer," meinte Fosbrooke, „man muß nur die richtigen Vergnügungsorte kennen. Antony und ich, wir wollen gerne Ihre Führer sein, vorausgesetzt, daß Sie im Hotel Pomona nicht von Ihren Schritten Rechenschaft zu geben brauchen."

„Wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich könnte nicht nach Belieben kommen und gehen? Ueberdies arbeite ich gegenwärtig an einer italienischen Novelle — es ist daher unumgänglich nötig, daß ich das Volksleben studiere. Ich schließe mich Ihnen also gern an. Wo wohnen Sie?"

„Unser Quartier würde Ihnen vielleicht wenig behagen, Mylord. Wir hausen in einem alten, halb zerfallenen Palast; zwei Betten, zwei Stühle, ein Tisch — das ist unsere ganze Einrichtung. Aber trotzdem schlafen wir den Schlaf des Gerechten. Frei wie die Vögel der Luft, sorglos, genügsam und zufrieden — das ist unser Leben, ein Zigeunerleben, und wenn Sie etwas davon sehen wollen, müssen Sie mit unseren Freunden zusammenkommen, Mylord."

„Mit dem größten Vergnügen! Jetzt wird mir Florenz in ganz anderem Lichte erscheinen. Wo werde ich Sie treffen?"

„Heute abend um zehn Uhr bei Galanti, an der Ecke der Strada Reale."

„Gut, ich werde pünktlich erscheinen. Auf Wiedersehen! Lady Culwarren erwartet mich, sonst wäre ich gern noch mit Ihnen geblieben."

Er verabschiedete sich mit warmem Händedruck und eilte fort.

„Lady Culwarren erwartet ihn!" wiederholte Antony zähneknirschend die Worte Philipps. „Wenn er so weiterspricht, stehe ich für nichts."

„Nur ruhig, mein Junge," beschwichtigte Fosbrooke den Zornigen. „Vergiß nicht, daß Du jetzt Deine Rache befriedigen kannst, aber Du mußt es mit kaltem Blute thun."

(Fortsetzung folgt.)

Ein verklungenes Heldenlied.

Novellette von Antonie Heidsieck. (Nachdruck verb.)

Auf dem Schloß des Schenken von Spielburg, eines treuen Vasallen der Staufer, herrschte ein frohes, glückliches Leben, denn eine muntere Kinderschar tummelte sich in den Räumen desselben. — Mit den Kindern des Unterthanen wuchs der letzte Staufer auf, der keine Heimat mehr hatte, denn seine Mutter Elisabeth, die Witwe Konrad IV., hatte einem andern Gatten ihre Hand gereicht. Konradin war ein fröhliches, glückliches Kind, er ahnte nichts von der versunkenen Herrlichkeit seines Geschlechts, während sonst die späten Enkel großgezogen werden mit der Kunde von den Heldenthaten ihrer Ahnen, ward ihm diese Kunde geheim gehalten, damit keine ehrgeizigen Gedanken in ihm erwachten, kein Sehnen nach einer Krone, die, wie man meinte, den Hohenstaufen für immer verloren war.

In stillem Ernste sah der Schenke den Spielen der Kinder zu, wenn die kleinen Mädchen den Knaben Kränze wanden, und die kleine Dietelinde, die um zwei Jahre jünger war als Konradin, den „dummen Buben" auszankte, „der immer seine Krone verliere", und dieselbe nicht festhalten könne, weil er nach Schmetterlingen jage. Welch ein tiefer Sinn lag hier im kindlichen Spiel. Hohenstaufen hatte eine Krone verloren, als es nach einer andern griff, die ihm eine Fata Morgana des Schicksals verlockend zeigte.

Die Jahre gingen hin, die Kinder wuchsen heran, noch einige Jahre und sie hatten ganz die Grenze des Kindesalters überschritten, in des Schenken und seiner Gattin Seele dämmerte der Wunsch auf, Konradin und Dietelinde möchten einst ein Paar werden. Zwar zählte Konradin erst sechzehn, Dietelinde vierzehn Jahre, aber die ganze Art und Weise der Begegnung gerade dieser beiden, ließ die Ahnung eines dereinstigen innigeren Verhältnisses als des geschwisterlichen ahnen.

Wohl hatte Konradin schon einmal, angesichts des Staufenberges, die Frage gethan, woher es komme, daß er den Namen jenes Berges trage? Noch hatte der Schenk ihm erwidert, er sei entfernt verwandt mit den Herren, die dort lebten, aber würde er sich sein Lebenlang mit dieser kurzen Antwort begnügen? würde der Schenk ihm die Kunde von dem Glanz und Ruhm seines Geschlechts vorenthalten dürfen, wenn er dereinst Dietelindens Hand begehrte, und würde der Enkel des Staufer dann noch die Tochter des einstigen Kastellans seiner Väter begehrenswert finden? Aber wenn er es ihm verheimlichte? Wer konnte ihn zwingen, seines

Kindes Zukunft auf solche Ungewißheit zu setzen! Und wenn der Fürstensohn es erfuhr von anderer Seite, und dann die Tochter des Vasallen verstieß? Diese und ähnliche Gedanken störten oft die Nachtruhe des Schenken. Er ahnte nicht, daß er das Verhängnis nicht aufhalten konnte, das seiner Tochter und dem letzten Staufer drohte, daß er nicht mächtig genug war, die Kunde von des Knaben Ohren fernzuhalten, die den Jüngling zum Manne reifen sollte in jugendlichen Jahren.

Die Erklärung des Schenken von seiner Verwandtschaft mit den Herren von Hohenstaufen, hatte Konradin doch nicht ganz befriedigt, eine Ahnung war in des Knaben Seele erwacht, die nicht minder einschlummern wollte, denn daß der Adoptivvater ihm nicht mehr sagen wollte, hatte er wohl durchschaut. Sinnend verließ er eines Abends den Schloßgarten, sich den kindlichen Spielen der Pflegegeschwister entziehend, die anfingen, ihren Reiz für den sinnenden Jüngling zu verlieren, und schritt gedankenvoll am Rande des Waldes hin, den zu betreten er noch nie gewagt, aus Furcht, auf dem unbekannten Terrain zu verirren. Da traf der leise Klang eines Glöckchens sein Ohr, so leise, daß er sich fragte, ob es Zauberklang sei, von Geisterhand hervorgerufen. Tönte das Glöckchen heute zum erstenmal, oder hatte es nur bisher das Ohr des Knaben nicht erreicht, der im Paradies der Kindheit andern Tönen gelauscht? Ein Zauberglöcklein war's, denn es ließ den Jüngling die Schrecken der unbekannten Wildnis vergessen, und immer tiefer in das Waldesdunkel eindringen, dem Klange nach, der ihn unwiderstehlich weiter und immer weiter lockte.

Endlich trat er zwischen den Bäumen hervor auf einen lichten Platz, auf dem eine kleine Kapelle stand, vor der ein alter Mann in härenem Gewand, mit weißem, bis auf den Gürtel herabfallenden Bart, den Glockenstrang zog.

Der Mönch wandte sich nicht dem Ankommenden entgegen, dessen Schritte auf dem weichen Waldboden im Glockenklang verhallten. Als aber der Jüngling vor ihm stand, ließ er erschrocken den Strang fahren, bekreuzte sich und rief:

„Alle guten Geister, Konrad, mein seliger Herr."

„Konrad heiße ich auch, Konradin nennt man mich, ich bin ein Verwandter der Herren, die ihr Schloß auf dem Hohenstaufen haben."

„Ja wohl, ihr Verwandter, der späte Enkel eines ruhmreichen Ahnengeschlechtes, das zwei Kronen auf seinem Haupte einte, und Kronen und Ahnenschloß im Schicksalssturm verlor.

„Ihr wißt etwas von meinen Vorfahren, frommer Mann, o erzählt mir von ihnen," bat Konradin, „ich glaube fast, man will mir ihre Geschichte vorenthalten."

„Ich kämpfte mit im Heere Eures Vaters in Italien, mein Prinz, ich brachte Kaiserin Elisabeth die Kunde seines Todes und bezog, nachdem ich diese schmerzliche Pflicht erfüllt, die einsame Klause hier im Walde, die ich seitdem bewohne. Es war ein großes, herrliches Geschlecht, das einst auf dem Staufenberge thronte und viele Schlösser im schönen Schwabenland waren ihm zu eigen. Auf Deutschlands und Italiens Schlachtfeldern haben die Staufen siegreich gekämpft, bis nach Palästina haben sie ihr Banner getragen, und Asiens Fluren hallten wieder von ihrem Ruhm. Aber Erdenmacht und Größe ist vergänglich. Friedrich I. kehrte aus Asiens Gefilden nicht heim, Friedrich II. und Konrad IV., Euer erlauchter Großvater und Vater, mein Prinz, schlummern in italienischer Erde, fern vom Vaterland, im unterirdischen Gefängnis zu Bologna vertrauert Euer Oheim Enzio ruhmlos seine Jugend; auf italienischem Schlachtfeld fiel Manfred, Euer anderer Vaterbruder. Ihr seid der letzte Staufer, in Eurer Hand liegt es, ein neu Geschlecht auf des Hohenstaufen Höhen erstehen zu lassen, des Ruhmes der Ahnen würdig. Aber meidet das Verhängnis Euerer Ahnen, seit ein deutscher Fürst, seid deutsch mit jedem Blutstropfen, weiht dem Vaterlande Eure ganze, volle Liebe, erkennt mit klarem Blick im Sturm der Zeiten, wo Eure Macht wurzelt. Eure Ahnen schifften hinaus auf den Ocean des Verhängnisses, auf dessen spiegelnder Fläche Sirenenlieder sie lockten, und in diesen Ocean ragte der Felsen Petri, an dem ihr Fahrzeug zerschellte. Wahrt Euch vor diesem Verhängnis, Prinz, seid deutsch, dann werdet Ihr Ruhm und Glanz zurückerobern, den Eure Väter in Italiens Fluren verloren. Jetzt kehrt heim, sonst überrascht Euch die Nacht im Walde; denn die Sonne geht zur Rüste. Beherzigt, was ich Euch gesagt, ein Freund Eures Vaters. Seid deutsch, deutsch, deutsch!"

Wieder tönten die Glockenklänge durch den schweigenden Wald, unter dessen Laubkronen sinnend der letzte Staufer dahinwandelte, kein Knabe mehr, nachdem die Stunde der Erkenntnis an ihn herangetreten. — — — — — — — — — — — — — —



Marina grande in Capri. (Mit Text.)

Wochen waren seitdem vergangen, da stand eines Tages Konradin sinnend auf der Terrasse der Spielburg und blickte in die Ferne. Ein Kinderkopf erschien in der halboffenen Thür, die aus dem Innern des Schlosses auf die Terrasse führte, ein paar große blaue Augen ruhten auf dem in Gedanken verlorenen Jüngling, er merkte es nicht, jetzt erschien Dietelinde ganz auf der Terrasse, er hörte es nicht. Das lange, blonde Haar hing der Kleinen, in Flechten gesträhnt, über den Rücken hinab, ihre Formen zeigten noch nicht die volle Rundung der Jungfrau, und auch in Gesinnungen und Gedanken war sie noch ein Kind. Schüchtern trat sie an den sinnenden Jüngling heran, und fragte scheu:

„Konradin, was ist Dir denn eigentlich? Du bist so anders, als Du bisher warst, mein lustiger Spielgefährte! Bist Du denn böse auf Deine Dietelinde, so sage mir's doch, ich will's wieder gut machen."

„Du bist nicht schuld an meinem Kummer, Dietelinde, ich bin aus dem Traume der Kindheit erwacht, ich bin kein Knabe mehr."

„Und darüber trauerst Du?" fragte sie erstaunt.

„Darum allein wohl nicht, aber das Erwachen hat mir keine freundlichen Bilder gezeigt. Schau um Dich, all die schönen, herrlichen Schlösser, die Du hier siehst, waren einst Eigentum meiner Familie, jetzt sind sie in den Händen Fremder. Dort ragt der Hohenstaufen mit der Stammburg meines erlauchten Geschlechts, und erinnert mich, daß ich nichts mehr mein nenne als den Namen, der ruhmlos verhallen wird in Schwabens Gauen. Vor meinem geistigen Auge erstehen die toten Heldengestalten wieder

Die Macht der Töne.

Originalzeichnungen mit Text von Edwin Heine.



Die aus Beamten und Bürgern bestehende Privatmusik „Die Gemütlichen" ist bei Besprechung der „chinesischen Wirren" infolge sehr starker Meinungsverschiedenheiten aus dem Leim gegangen.



Privatier Wimmerer, Trompeter beim „verflossenen Orchester," setzt seine musikalischen Uebungen aber fort. Er begiebt sich eines Tages auf eine das Städtchen beherrschende Anhöhe. Sein klagendes: „Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!" findet viele Hörer.



Auch das frühere Mitglied des Vereins, Amtsrichter Strafwitz, hört die bekannten Töne. Sein Horn unter den Arm packen und zu Wimmerer hinaufrennen ist eins. Sie blasen jetzt zusammen das schöne Lied: „Jetzt gang' i ans Brünnele."



Oberlehrer Spinnler, ein eifriger Musiker, hat ebenfalls schleunigst seinen Violinkasten genommen und ist zu den früheren Freunden geeilt. Sie spielen nun ein Terzett: „Lang, lang ist's her."



Als sie geendet, tönt ihnen das Lied „Im tiefen Keller sitz' ich hier" entgegen. Spenglermeister Blechschmid ist mit seiner Posaune hinzugekommen. In freudiger Ueberraschung wird er willkommen geheißen.

Während das Quartett zum Vortrag eines weiteren Stückes ansetzt, werden sie durch die vollendete Wiedergabe des „Kuhreigens" aus „Tell" überrascht. Die früheren Mitglieder Förster Rehbein und Apotheker Pillerer sind die beiden herbeigeeilten Künstler.

zum Leben, und rufen dem späten Enkel mahnend zu: „Sei Deiner Ahnen wert," und ich kann doch nur im Kinderspiel die Fahne flattern lassen, und den Degen ziehen."

„Mußt Du denn Menschen morden und Blut vergießen, wie jene?" fragte Dietelinde erstaunt den Gefährten ihrer Kindheit.

„Ich sehne mich nach dem Lorbeerkranz meiner Ahnen, die zwei Kronen trugen, während ich kein Schloß mehr besitze auf deutscher Flur. Angesichts des Hohenstaufenberges erwacht in mir der heiße Schmerz um Staufens Ruhm und Macht. Dahin, dahin, beides für immer, ruhmlos klingt das Hohelied von meines Hauses Glanz und Größe am Fuß des Staufenberges aus; arm an irdischen Gütern trage ich schwer an der Last eines hochtönenden Namens.

Dietelinde, das unerfahrene Kind, stand ratlos gegenüber solch unverstandenem Schmerz, sie hätte gern getröstet, aber sie verstand es nicht.

Da erscholl Trompetenklang vor dem Schloßthor und im Nu war die ganze Kinderschar der Spielburg, Dietelinde unter ihnen, auf dem Schloßhof versammelt, nur Konradin träumte weiter von seines Hauses untergegangener Herrlichkeit.

Nicht lange darnach stand Dietelinde, außer Atem, mit glühenden Wangen wieder vor ihm.

„Konradin," rief sie, „komm schnell in die Halle, es sind Boten aus Italien da, die Dich sprechen wollen, sie sind aus Neapel zu Dir gekommen, ich hörte, daß der Vater sie in die Halle entbot."

In Italien ruhten seine Ahnen, in Neapel hatten sie gekämpft um die Krone, sollte man sich dort erinnern, daß noch ein Staufer lebte, und ihm gar die Krone bieten, die sein Vater ihm nicht hatte erwerben können? So schoß es blitzschnell durch des Jünglings Seele, und schweigend, aber mit hochpochendem Herzen folgte er seiner lieblichen Führerin in die Halle des Schlosses.

„Heil, dreimal Heil dem letzten Staufer!" riefen die Boten Italiens, die Neapels Schmerzensschrei und Hilferuf über die Alpen zum Ohre Konradins tragen mußten, „Neapel und Sizilien schmachten unter der Tyrannei Karls von Anjou, des ungleichen Bruders Ludwig XI., den man uns aufgezwungen, komm, letzter Staufer, und erlöse uns vom Thrannenjoch. Laß noch einmal Hohenstaufens Fahnen flattern auf Italiens Fluren, laß den Zauber Deines Namens wirken, dort, wo Dein Vater Ruhm und Ehren sich erstritten, und Italien liegt Dir zu Füßen, dem erlauchten Sohne eines alten Heldengeschlechts."

Wieder sang Italia ihr Sirenenlied, und machtlos verhallte des Einsiedlers Mahnung: „Sei deutsch!" Der Lockruf aus dem Süden hatte auch Macht über den späten Enkel, auch Konradin gab das Vaterland auf, um einer Fata Morgana willen.

„Dietelinde, ich erobere mir Theodorichs Krone," sprach er, „und dann hole ich Dich heim auf meinen erkämpften Königsthron. Reiche mir den Lorbeerkranz, wenn ich den Brautkranz in Deine Locken flechte, ich will ihn besser bewahren, als ich's im Kinderspiel that."

Keine Macht der Erde konnte den Jüngling zurückhalten in Kampf und Schlacht zu ziehen, die erkorene Braut, sie war ein Kind, das den vollen Ernst der Stunde nicht begriff, die Liebe noch nicht allmächtig genug in des Jünglings Seele, der erst an der Schwelle des Mannesalters stand. Auch der Mutter Thränen waren machtlos, auch ihre Stimme mußte klanglos verhallen, wo man das Zauberlied von Ruhm und Ehre dem deutschen Jüngling sang. Wo ein geknechtetes Volk flehte, wo Heldenruhm winkte, und Thatendurst in der Brust des Jünglings Befriedigung forderte, da flehte die Mutter vergebens. Der Geist der großen Ahnen drückte dem Enkel das Schwert in die Kriegerfaust, und Hohenstaufens Fahnen flatterten wieder auf Italiens Boden.

In Hohenschwangau weinte eine deutsche Mutter dem Sohne nach, den sie hienieden nicht wiederzusehen meinte, in Spielburg harrte eine kindliche Jungfrau dem Bräutigam entgegen.

* * *

In der Kirche des St. Marienklosters, am Fuße des Hohenstaufenberges, war Gottesdienst; es galt das Fest der Einkleidung einer jungen Nonne. Im Kreis der verschleierten Himmelsbräute stand Dietelinde von Spielburg mit leichenblassem Antlitz, das die Spuren überstandener Krankheit wies.

Aus Neapel war eine Trauerkunde gekommen: Karl von Anjou, der gewissenlose Thrann, hatte die Ritterlichkeit gegen einen Besiegten, durch Verrat in seine Hände gefallenen, jugendlichen Gefangenen so weit vergessen, daß er sich zu einer unerhörten, von Mit- und Nachwelt verdammten Gewaltthat hinreißen ließ. Am 29. Oktober 1268 war Konradins Haupt unter dem Beile des Henkers gefallen, diese Kunde wandelte das Kind des Schenken von Spielburg zur Jungfrau. Den Knaben, dessen Arme sie oft im kindlichen Spiel umfangen, hatte sie geliebt mit Schwesterliebe; der Erfüllung seiner Verheißung, sie nach erkämpftem Siege auf Neapels Königsthron zu heben, hatte sie geharrt ohne volles Verständnis der Sache. In dem Moment, als sie vernahm, daß ihr der Jugendgespiele für diese Erde auf immerdar entrissen sei, erwachte in ihrer Brust die volle, selbstbewußte Liebe des Weibes. Des Glückes, eine Hohenstaufenbraut zu sein, ward sie sich in demselben Augenblick bewußt, da ihr dies Glück für immer genommen war. Eine wohlthätige Ohnmacht raubte ihr momentan das Verständnis des Schrecklichen, das über sie hereingebrochen, und ein hitziges Fieber warf sie aufs Krankenlager.

Als der Schenk und seine Gattin am Bette der Todkranken standen, gelobten sie ihr Kind dem Kloster, wenn Gott es ihnen erhalten wolle. Als Dietelinde genas, teilten sie ihr das Gelübde mit, das sie in der Angst der schweren Stunde gethan, und fürchteten, ihr Schmerz zu bereiten, aber sie fügte sich gerne ihrem Wunsche, da das Leben für sie keinen Reiz mehr hatte; ergeben überschritt sie die Schwelle des Klosters und trat an den Altar.

Vom vergitterten Chore herab schauten die weinenden Eltern zum letzten Male ihre einst so blühende Tochter, schon war das lange, blonde Haar gefallen, aber nicht unter der Schere des Klosters, sondern auf dem Krankenbett. Keine begeisterte Himmelsbraut schaute ahnend die seeligen Gefilde, die sie sich mit ihrem Schritt zu erkaufen gedachte, keine trostlose Erdenpilgerin ließ Glück und Frohsinn hinter sich zurück, als die Aebtissin ihr den Nonnenschleier überwarf, der so viel Weh und Leid begraben sollte.

Der Zug der Nonnen verschwand, das Klostergitter schloß sich hinter demselben, der Schenk und seine Gattin hatten zum letztenmal ihr Kind gesehen, das hienieden nimmer den Brautring des letzten Hohenstaufen tragen sollte. Das war der Nachklang der Hohenstaufentragödie! — — — — — — — — — — — —

Jahrhunderte sind vorübergerauscht, die Hand der Zeit zerbröckelte das Stammschloß des deutschen Fürstengeschlechtes, dessen letzte Sprossen in italienischer Erde ruhen, auch die Ruinen verschwanden vom Hohenstaufen, kein Stein erzählt auf seiner Kuppe mehr von der Stammburg des erlauchten Heldengeschlechts, die hier stand, aber poesie- und sagenumrauscht tönt der Name Hohenstaufen durch die Jahrhunderte, rauscht majestätisch im Schwerterklang durch Deutschlands Eichenwälder, und kündet von Königsglanz und Königsleid, von Erdenruhm und Erdenschuld, von Schlachtenruhm und Heldengröße.

Das ist das Hohelied der Staufenherrlichkeit!

Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht, du kleines,
Blühst still am grünen Hag,
Kannst du denn nicht verstehen,
Wie gerne ich dich mag.

Dein Kleid aus Himmelsfarben,
Du selbst, wie Himmelsstern,
Vergißmeinnicht du kleines,
Wie hab ich dich so gern! —

Es reiht sich Blüt an Blüte,
Formt sich allein zum Kranz,
Die Jungfrau flicht ins Haar dich,
Und eilt mit Dir zum Tanz.

Der Jüngling reicht's beim Scheiden,
Als Liebes-Unterpfand,
Ein Blick, ein letzter Gruß noch,
Ein stummer Druck der Hand. —

Dann eilt er in die Ferne
Und sieht die Thränen nicht,
Doch tief im Herzen flüstert's,
Mein Lieb, Vergißmeinnicht!

E. Wehnert.

Der Nilmesser auf Rodha.

Das Wunderland Aegypten mit seinem heiligen Strome, dem Nil, veranlaßt einen jeden, der Gelegenheit hatte, das wundersame Spiel einer Ueberflutung zu beobachten, die allmächtige Kraft der Natur zu bestaunen.

Ich stand eines Tages auf der Brücke von Ghesireh, als sich meine Gedanken mit der menschlichen Ohnmacht beschäftigten und mir nur zu klar wurde, daß alles unser Schaffen ein winziges sei gegen jene unsichtbare, allmächtige Triebfeder. Unter mir rollten die gelben Fluten des Nils langsam dem Meere entgegen. Nicht die labyrinthischen Mumienkatakomben, wo ganze Geschlechter in ewigem Schlafe ruhen, nicht die großartigen Tempel, nicht die im Schutte noch majestätischen Paläste der Pharaonen, nicht die Pyramiden im Totenfelde von Memphis bilden das größte Wunder dieses gelobten Landes. Diese Ruinen sind sämtlich von einem geheimnisvollen Schleier umhüllt und stehen mit ihrem Zauber dem alten, heiligen Nil nach, der als der Erhalter Aegyptens angesehen ist. Das Nildelta wurde einzig und allein durch die befruchtenden Anschwemmungen des Nil gebildet, der die einstige weite Bucht zwischen den Hügelzügen der libyschen und den Bergen der arabischen Wüste mit kulturfähigem Schlamm ausfüllte. Die jährlichen, im Hochlande Abessiniens, sowie in den Tropengegenden des inneren Afrika niedergehenden periodischen Regen bedingen ein Steigen des Stromes in seinem ganzen Laufe bis zum Meere. In Kairo wird das erste Steigen des Nil erst zu Anfang Juli bemerkbar. In früheren Zeiten ging die Verehrung des Nil so weit, daß ihm das Volk alljährlich eine mit Geschmeide und wertvollen Gewändern geschmückte Jungfrau in seinen Wellen weihte.

Das erste Fest fällt auf den 17. Juni. Es ist wohl kaum nötig, zu erwähnen, daß das Steigen des Nils auch an einem anderen Tage geschieht. Die Einwohner Kairos und die der benachbarten Ortschaften pflegen diese

Nacht am Ufer des Nils in den Häusern oder unter freiem Himmel zu verbringen, wobei geplaudert und Kaffee getrunken wird. Gewöhnlich macht ein Teil der Bewohner in dieser Nacht einen Abstecher nach dem Bulak gegenüberliegenden Dorf Imbabi, wo einer der größten Heiligen Kairos — Ismail Imbabi — begraben liegt, an dessen Todestag, der mit der Lelet-en-Noctu (Nacht des Tropfens) zusammentrifft, Koranlesungen und religiöse Gebete, sowie Tänze abgehalten werden. Die Höhe des Nil wird täglich durch die Zeitungen bekannt gemacht. In den Höfen der Vornehmen wird die Nilhöhe durch angestellte Ausrufer verkündet, die man Muneddis nennt, und die in ihrer herrlichen Tracht sich überall bemerkbar machen. Jeder dieser Muneddi hat einen kleinen Knaben bei sich, der mit ihm den üblichen Zwiegesang absingt.

Die Verkündigungen dauern gegen fünf Wochen. — Wenn der Nilmesser sechzehn Pikken zeigt, so zieht der Muneddi mit einer Anzahl kleiner Knaben in seinem Viertel herum. Diese tragen farbige Fähnchen in den Händen und verkünden singend die Wifa-en-Nil (die Vollendung des Nil), der dann diejenige Höhe erreicht hat, bei welcher die Regierung den Kanal des Kalg durchstechen läßt, um das Nilwasser durch die Stadt zu leiten.

Der Nilmesser, auf arabisch Mikjas, der schon auf hieroglyphischen Denkmälern häufig in den Händen der Gottheiten als Symbol naturgemäßer Einteilung und Abstufung erscheint, ist für Aegypten das wichtigste Maß, weil derselbe die fetten und mageren Jahre verkündet. Er steht auf Rodha, jener Insel des Nil, die gleich nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber die Aufmerksamkeit der Khalifen durch den Reiz ihrer Fruchtbarkeit und schönen Lage auf sich zog. Schon im 54. Jahre der Hedschra ward hier ein Arsenal für Schiffe gebaut. Hier an diesem Orte erbauten die Khalifen Paläste für ihre Lieblingsweiber; hier legten sie die herrlichsten Gärten an, deren Ruhm bis Irak erscholl. Die vom Fürsten Melek Saleh angelegte Festung wurde von dessen Mameluken bewacht, für Rodha ein wichtiger Verteidigungspunkt. Wenn der Nilmesser unter vierzehn zeigt, so plagt Hunger das Land; fünfzehn Ellen und zehn Zoll sind das Maß, bei dessen Erreichung die Eröffnung des Kanals des Nil, welcher Kairo durchschneidet, als ein öffentliches Dankfest mit Jubel gefeiert wird.

Die Insel Rodha ist ein reizender Erdenfleck, von wo man die schönste Aussicht der Welt genießt. In Begleitung eines Arabers begab ich mich nach dem Palast Hassan Pascha, von wo aus man den Nilometer am nächsten erreichte. Wir wurden von der Kalfa, der Gouvernante des Harems, empfangen. Sie trug rote Pantoffel, sehr weite Beinkleider, darüber ein faltenreiches Kleid aus blauem Kattun. Sie war ziemlich hübsch, hatte aber einen lässigen Zug um den Mund. Ihren Kopf bedeckte ein schneeweißer Turban. Nach einem kurzen Wortwechsel ließ sie uns durch das Pförtchen, welches die zu dem Nilmesser hinabführende Treppe verschloß und führte uns sodann im Garten herum.

Die Wassermasse war imposant. Der Nil, von der Insel in zwei Arme geteilt, trennt sich hier zu Füßen des Palastes, dessen Gestein er gurgelnd umflutet. Links ragen die Pyramiden von Gizeh, Sakkarah und Abusir über den reizendsten Palmenhain empor, und rechts glüht der rote Mokattam im Scheine der sinkenden Sonne, welche die nadelfeinen Minarets der Citadelle und die Segel eines einsamen, auf der Wasserfläche hingleitenden Nachens goldig färbte. Alle Vorbereitungen für das Fest waren getroffen und der Nil hatte die Höhe erreicht, die den Durchstich des Kanals in Altkairo erfordert. Gegen neun Uhr wurde die erste Rakete losgelassen.

In den Zelten der Regierung, die mit wahrer orientalischer Pracht ausgestattet waren, befand sich ein Cirkel von Damen und uniformierten Herren. Zuweilen flammte plötzlich ein bengalisches Feuer auf, das mehr als ein schönes syrianisches Antlitz, mehr als ein klassisches, griechisches Profil hell erleuchtete, um gleich wieder alles in geheimnisvollem Halbdunkel erscheinen zu lassen.

Unter uns lag der Damm des Kanals. Nach der Seite hin, wo der Nil sich gegen denselben bricht, waren hohe Palmenwedel aufgestellt; auf dem Damme selbst befand sich eine fröhliche Schar Aegypter und Araber, die sich in der ihnen angeborenen harmlosen Weise unterhielten, bei welcher Gelegenheit eine Art Gaukler eine Art Nationaltanz vortanzte, während einige Diener Allahs sich bemühen, der lagernden Menge Kaffee und Tabak zu verabreichen. Wir sahen hier, daß Mohamed seinen Gläubigen die Lehre der Vorherbestimmung eingeprägt hat. Die Araber schritten unbekümmert an den Feuerrädern vorüber und wichen dem glühenden Sprühregen mit seltsamer Ruhe aus.

Außer den kleinen und größeren Booten, die auf dem Flusse dahinglitten, ankerte dem Kanal gegenüber ein großes, mit grellen Farben bemaltes und ebenfalls mit bunten Fähnchen und Laternen verziertes Schiff, auf dessen Verdeck ein viereckiges, mit roten und gelben Draperien verhängtes Häuschen stand, um das ein kleiner Balkon lief. Es wird dieses Schiff vom Volke Aarus-en-Nil, das ist: die Braut des Nil, genannt. Dieses Schiff stellt das Symbol der Jungfrau vor, welche früher dem Flußgotte zum Opfer gebracht worden ist.

Interessanter und schöner als die Feier des Vorabends ist das Fest der Eröffnung des Kanals, vielleicht weil bei diesem die Sonne mit ihrer magischen Beleuchtung mitspielt. Es flatterten die bunten Fahnen so lustig; das Grün der Bäume auf der Insel leuchtete wie lauter Smaragden; die Menschen, die das Ufer des Kanals bedeckten, prangten in einer so farbenreichen Tracht, daß jede auch noch so gut geschriebene Schilderuug des Festes nur ein schwaches, farbloses Schattenbild sein würde.

Unter wiederholten Salven wurden die den Damm zierenden Palmenwedel in den Nil geworfen, der es versuchte, den nur noch einen Fuß breiten Damm zu durchbrechen. Von dem abfälligen Ufer des Kanals stürzte sich ein Araber nach dem andern in das Wasser, teils nur mangelhaft angekleidet. Furchtbar war das Getöse, als das gelbe, chokoladenartige Nilwasser die letzten Ueberreste des Dammes durchbrach und von dem Kanal Besitz nahm.

Die Meeresungeheuer traten jetzt ans Land und führten vor dem Zelte des Sultans von Zanzibar einen so tollen Tanz auf, daß man sich unter den wildesten Wilden zu befinden wähnte. Vor dem Beginn der Ceremonien war eine beträchtliche Summe unter das Volk verteilt worden, um das gefährliche Tauchen zum Herbeiholen des sonst in den Fluß geworfenen Geldes zu vermeiden.

Somit war die Feier zu Ende. Der Sultan und die Behörde kehrten nach der Stadt zurück. Die Araber blieben zurück, um sich in dem Kanal zu baden, oder wenigstens ein Gefäß dieses wunderthätigen Wassers mit nach Hause zu nehmen. Auf dem Heimwege giebt es manche komische Erscheinung; so sahen wir, wie ein sog. orientalischer Heiliger, mit zerzausten Haaren, durchnäßt bis auf die Haut, barhäuptig durch die Straßen wandelte, hinter ihm eine Art Meßner, der einen hellgrünen Sonnenschirm über ihn hielt.

Der Nil steigt zur Stunde fortwährend, bis er seine höchste Höhe erreicht, was zwischen dem 20. und 30. September eintritt. Auf diesem Stande verweilt er etwa vierzehn Tage, wonach das Sinken beginnt, so daß er Mitte November seinen normalen Lauf wieder nimmt. Die in der Umgebung liegenden Felder werden segensreich befruchtet, nur ist es sehr schlimm für den ganzen Landstrich, wenn jene Ueberflutung zur verheerenden Ueberschwemmung wird.

K.



Das Präsidium des deutschen Reichsgesundheitsrates. Am 20. März hat in Berlin die konstituierende Versammlung des Reichsgesundheitsrats stattgefunden. Dabei legte der Staatssekretär Staatsminister Graf v. Posadowsky in einer Ansprache an die Mitglieder die Aufgaben dar, die der neuen deutschen Reichsbehörde gestellt werden. „Es wird nicht nur Ihre Aufgabe sein, die deutschen Regierungen in dem Kampfe zu unterstützen gegen verheerende Volksseuchen, deren Gefahren durch die Steigerung unseres Verkehrs mit fremden Ländern bedenklich zunehmen. Sie werden vielmehr auch die verbündeten Regierungen mit Ihrer Sachkenntnis zu beraten haben auf den wichtigsten Gebieten unseres Volkslebens; die Wohnungsfrage ebenso wie die Fragen der Ernährung, des gewerblichen Arbeiterschutzes, der Verteidigung unserer schönen deutschen Ströme gegen die nachteiligen Einflüsse einer schnell wachsenden Bevölkerung und einer fortgesetzt gesteigerten Thätigkeit werden Ihrer gutachtlichen Beschlußfassung unterliegen.“ Entsprechend der Fülle und der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des Reichsgesundheitsrates sind angesehene Vertreter einer ganzen Reihe von Berufen zu Mitgliedern desselben berufen worden. Obenan stehen die Professoren der Hygiene an den Universitäten. Ihnen reihen sich an die technischen Medicinalbeamten, Aerzte des Landheeres und der Flotte, sowie Professoren der praktischen Medizin, Chemiker, Pharmaceuten, Agrikulturchemiker, Vertreter der chemischen Großindustrie und Botaniker; die Technik ist vertreten insbesondere durch Wasserbau-Ingenieure. Schließlich sind den Verwaltungsbeamten und den Pflegern der Landwirtschaft, mit Einschluß des Wein- und des Obstbaus, Stellen im deutschen Reichsgesundheitsrat zugebilligt worden. Die gesamten Mitglieder des Gesundheitsrats sind auf neun Ausschüsse verteilt. Die Ausschüsse haben Unterausschüsse für die Bearbeitung von Sonderfragen eingesetzt. Bis zu einem gewissen Grade bildet der Reichsgesundheitsrat eine Ausgestaltung des Instituts der außerordentlichen Mitglieder des Gesundheitsamts, das 1880 ins Leben trat. Die zeitigen außerordentlichen Mitglieder des Gesundheitsamts sind bis auf einige in den neuen Reichsgesundheitsrat übergetreten. Der Reichsgesundheitsrat steht in organischer Verbindung mit dem kaiserlichen Gesundheitsamt. Zum Ausdruck kommt diese Verbindung unter anderem darin, daß zum Vorsitzenden des Reichsgesundheitsrats der Präsident des Gesundheitsamts, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Köhler in Berlin, ernannt worden ist; das Amt des zweiten Vorsitzenden wurde dem preußischen Geh. Medicinalrat Dr. Gerhardt, ordentlichen Professor an der Universität und Direktor der zweiten medizinischen Klinik in Berlin, übertragen. — Karl Köhler ist von Hause aus Jurist. Er widmete sich dem Verwaltungsfach und wurde als Regierungsrat in das Centralbureau des Reichsamts des Inneren berufen. In dauernde Beziehung zum Gesundheitsamt trat Köhler 1880. Er wurde damals als einer der Vertreter des Reichsamts des Inneren in der Eigenschaft eines außerordentlichen Mitglieds in das Gesundheitsamt entsandt. Im Jahre 1884 wurde durch den Rücktritt des bisherigen Leiters des Amts Dr. Struck die Stelle des Direktors des Gesundheitsamts frei. Die Wahl fiel auf Köhler. Anfang 1885 trat er an die Spitze der Behörde. Die kräftige Entwicklung des Gesundheitsamts hängt mit dem Wachstum der Arbeit, die diesem von vornherein zugewiesen war, und der Angliederung neuer Abteilungen, insbesondere der biologischen für Pflanzenschutz zusammen. Zu gedenken ist besonders des Anteils, den das Gesundheitsamt an den Vorarbeiten der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung hat. Präsident Köhler hat die Abfassung gemeinverständlicher hygienischer Schriften veranlaßt. Hingewiesen sei auf die Schrift über die Schutzpockenimpfung, auf das „Gesundheitsbüchlein“ und auf das „Tuberkulosemerkblatt.“ — Karl Gerhardt zählt zu deu hervorragendsten deutschen Klinikern der Gegenwart. Im Jahre 1833 zu Speyer geboren, machte er seine Studien in Würzburg unter Kölliker, Virchow, Scanzoni, Bamberger und Rinecker und in Tübingen vornehmlich als Schüler Griesingers. Er promovierte 1856 mit einem Beitrag zur Lehre von der erworbenen Lungenatelektasie (Luftleere) zum Doktor. Nach kurzer Thätigkeit als Privatdocent in Tübingen erhielt Gerhardt 1861 die Professur der klinischen Medizin in Jena und die damit verbundene Direktion der Jenenser medizinischen Universitätsklinik; 1872 wurde er als ordentlicher Professor nach Würzburg berufen. Seit 1885 lehrt er in Berlin, wo er an der Spitze der zweiten medizinischen Charitéklinik steht. Gerhardt beschäftigte sich mit am frühsten in Deutschland mit der Lehre von den Krankheiten des Kehlkopfs, für die durch die Erfindung des Kehlkopfspiegels und seine Einführung in die Praxis der Grund gelegt worden war. Man verdankt ihm neue Aufschlüsse zur Lehre vom Stoffwechsel in einzelnen Krankheiten, zur Kenntnis vom Stande des Zwerchfells, zur Kenntnis der Krankheiten des Brustfells, über ansteckende Krankheiten, über tierische Parasiten, die den Menschen schädigen, u. a. m. Weitverbreitet sind Gerhardts Lehr- und Handbücher.

Die Marina grande in Capri, die unser vorstehendes Bild zeigt, wird gewiß in vielen Lesern köstliche Erinnerungen wecken und in andern wieder die Sehnsucht nach dem Süden, die ja so leicht geweckt wird, wenn wir anfangen zu frösteln und der melancholische Herbstregen an den grauen Fenstern niederrieselt. Aber das Bild weckt eigentlich mehr als die Sehnsucht nach dem Süden im allgemeinen — es weckt eben geradezu die Sehnsucht nach Capri. Vor 75

Jahren schrieb zwar noch eine englische Miß in einem „Information for travellers“ betitelten Werke: „Um den etwas beschwerlichen Ausflug nach Capri ins Werk zu setzen, muß man in Sorrent ein Boot mit zehn Rudern mieten und ein kaltes Diner nebst Brot, Salat, Früchten, Tellern, Gläsern, Gabeln und Messern mitnehmen,“ aber in unseren Tagen findet man's kaum irgendwo gemächlicher, als auf dem herrlichen Felseneiland, ob man nun oben im Städtchen bei „Don Pagano“ und seinen Nachbarn haust, oder unten an der „Marina grande“, dem Landeplatz der Dampfboote, wo neben dem alten Fischerhäuschen im Lauf der Jahre zahlreiche, bequem eingerichtete Gasthöfe entstanden sind.

ALLERLEI

Treffend. „Was sind Sie, wenn ich fragen darf?“ — B.: „Ich bin Gärtner, und zwar speciell Rosenzüchter.“ — A.: „Auch ein dornenvoller Beruf.“

Vorschlag zur Güte. Studio: „Lieber Onkel, Du schickst mir jetzt jeden Monat fünfzig Mark, das ist mir zu viel auf einmal, da ich doch nicht recht hauszuhalten verstehe. Willst Du mir nicht lieber jede Woche zwanzig Mark schicken, dann komme ich besser mit dem Gelde zurecht!“

Sklavische Ehrfurcht. Im Jahr 1680 kam ein Gesandter des Königs von Siam bei Ludwig XIV. in Frankreich an. Der letztere hatte einen seiner Kammerherren zum Empfang und zur Begleitung des Ankömmlings entgegen gesandt. Zu Vincennes war die letzte Uebernachtungsstation vor dem Einzuge in Paris. Der französische Kammerherr wohnte im ersten, der Gesandte im zweiten Stockwerke. Mitten in der Nacht kam dieser plötzlich voller Schrecken zu dem Kammerherrn herabgelaufen, und versicherte, daß ihm das größte Unglück begegnet wäre, „denn, denn,“ fuhr er fort, „der Brief des Königs, meines Gebieters, ist im untern — und ich im oberen Stocke des Hauses; es ziemt sich aber, daß ich nur unter dem Briefe meines Herrn schlafe.“ St.

Ein wertvoller Kopf. In Edinburg wurden in den dreißiger Jahren häufig Gipsbüsten von Walter Scott umhergetragen, das Stück zu 4 bis 5 Schilling. Als im Jahre 1830 ein Italiener mit der Büste des großen „Unbekannten“ die Georgenstraße zu Edinburg entlang ging, redete er Sir Walter, der gerade mit dem Professor Wilson sprach, mit den Worten an: „Kaufen Sie, Herr!“ — Scott fragte lächelnd, ob die Büste ähnlich sei? — „Ei freilich,“ rief der Italiener, „erstaunlich ähnlich!“ — Da fragte Professor Wilson: „Haben Sie ihn jemals gesehen?“ — „Nein, Herr!“ war die Antwort. — „Sieht die Büste diesem Herrn ähnlich?“ — „Wahrhaftig!“ rief der Italiener, nachdem er einige Augenblicke Scott betrachtet hatte, „das ist der lebendige Walter Scott! Mit Ihrem Kopfe, Herr, habe ich viel verdient; da — haben Sie ihn umsonst!“ — So kam Walter Scott zu seinem eigenen Kopfe! K.



Will man junge Pflanzen des Oleanders, die man aus Samen oder aus Wurzelsprossen gezogen, schnell emporbringen, so verpflanzt man sie im Monat Mai an einer sonnigen, warmen Stelle ins freie Land und setzt sie dann im September wieder mit möglichst guten Wurzelballen in Töpfe.

Gerstensuppe. (6 Personen.) Zubereitungszeit 30 Minuten. Man nimmt von Maggis Gersten-Suppe 3 Würfel à 10 Pfennig, zerdrückt dieselben, rührt mit etwas kaltem Wasser an, gießt langsam $1^1/_2$ Liter siedendes Wasser zu, hebt nach dem ersten Aufkochen den weißen Schaum ab, läßt bei kleinem Feuer 30 Minuten kochen und richtet die Suppe über ein Eigelb oder ein Stückchen süßer Butter an.

Eine gute Nervensalbe bereitet man aus Rosmarin, Majoran, Raute, Lorbeer- und Bertramwurzel mit Fett gekocht, mit Talg und Wachs versetzt und mit Rosmarin- und Wachholderöl gemischt; sie wird viel gebraucht, wie z. B. zum Einreiben bei krampfhaften Beschwerden, oder zur Belebung der Nerven bei Lähmungen oder geschwächten Teilen. Auch als Teintmittel hat der Rosmarin sich Ruf erworben, entweder als Ungarwasser oder als Rosmarinwasser oder Thee zur Klärung der Haut und zur Förderung und Kräftigung des Haarwuchses.

Um schwache Spargelpflanzen zu kräftigen, ist das einzig sichere Mittel Ruhe für diese Pflanzen. Schon im Herbste sollte man dieselben kenntlich machen und dann im Frühjahre von diesen Pflanzen nichts stechen, sondern alle Triebe auswachsen lassen. — Wo das Zeichnen der Schwächlinge im Herbste versäumt wurde, muß bei dem Hervorbrechen der Köpfe darauf geachtet werden, ob die betreffenden Sprosse von einem Schwächlinge herrühren. So geschonte Spargelpflanzen tragen im nächsten Jahre gut und reichlich.

Trockenlegung feuchter Wände mit Kautschukleim. Die trocken zu legenden Mauern werden zunächst durch Abbürsten und Abreiben gehörig gereinigt, darauf wird der zuvor durch Erwärmen flüssig gemachte Kautschukleim mittelst einer breiten Bürste in einer gleichmäßigen Schicht — und zwar 20—30 Centimeter höher als die Mauer feucht erscheint — aufgetragen und auf den Kautschukleim, so lange dieser noch klebrig ist, Papier aufgeklebt, welches sofort sehr fest haftet. Oder aber, man streicht den flüssig gemachten Kautschukleim in gleichmäßiger Schicht auf Papier — Tapeten, Kautschukpapier. Man kann unmittelbar auf dieses Papier Leimfarbe auftragen oder dasselbe mit Tapeten bekleben oder auch mit Gipsmörtel bewerfen. — Wenn der Kautschukleim aufgetragen wurde, d. h. an allen Stellen, an denen man Feuchtigkeit bemerkte, so ist die Mauer trocken gelegt und nie mehr ein Abspringen der Malerei oder Tapeten zu befürchten. Auch Kellerräume kann man in gleicher Weise gegen Feuchtigkeit schützen. Kautschukleim klebt sehr fest auf allen Flächen, einerlei ob an Stein, Glas, Metall oder Holz.

Die Macht der Töne. (Schluß.)



Und nun kommen sie alle mit beschleunigten Schritten, die zweiten Violinen und Bratschen, damit das schon längst gefühlte Bedürfnis zur Neugründung des Orchesters sich verwirklichen möge.



Der alte Tierarzt Oechsel mit seinem schweren Kontrabaß, welcher nicht so schnell vorwärts kann, giebt sein Kommen von Zeit zu Zeit durch ein paar kräftig gestrichene „Brummer“ kund.



So ist, was durch die leidige Politik getrennt, durch die Macht der Töne wieder vereinigt worden. Um ihren „gerührten“ Gefühlen Ausdruck zu geben, spielen sie, nun wieder vollzählig vereint, den herrlichen Choral: „Nun danket alle Gott!“



Auflösung.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10. Eine deutsche Schriftstellerin.
2 7 7 2. Ein schweizerisches Getreidemaß.
3 2 9 5 6. Ein Flüssigkeitsmaß.
4 6 8 2 4 5. Ein keltischer Priester.
5 7 2 3 2 5. Ein Mädchenname.
6 5 8 9 5 6. Ein deutscher Dialektdichter.
7 5 10 8 3. Ein französischer Komponist.
8 3 7 5. Ein Baum.
9 10 8 3 5. Ein fabelhaftes Eiland.
10 8 3 3. Eine Stadt in England.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—10.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Narwal, Narwa. — Der Charade: Ohrfeige.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.